

BARACK
OBAMA

SUHRKAMP

WO WIR
STEHEN

suhrkamp taschenbuch 4994

Das erste Mal nach seiner Präsidentschaft meldet sich Barack Obama an der University of Illinois at Urbana-Champaign in aller Deutlichkeit zu Wort. Wo steht die Demokratie? Wie kann es weitergehen nach all dem Lärm und Schmutz? Und auf was kommt es in der Politik in Wahrheit an? Auf diese Fragen gibt Barack Obama Antworten. Eloquent, ehrlich und mit Kampfeswillen beschreibt er die aktuelle Situation. Eine Stimme der Vernunft in Zeiten des Egoismus, eine fulminante Bestandsaufnahme der Politik unserer Zeit, eine Beschwörung der Demokratie und ein kämpferischer Appell an die junge Generation.

Barack Obama, geboren am 4. August 1961 in Honolulu auf Hawaii, war von 2009 bis 2017 der 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Er ist Friedensnobelpreisträger und der erste Afroamerikaner, der in das höchste Regierungsamt der USA gewählt wurde.

Barack Obama

Wo wir stehen

Aus dem amerikanischen Englisch
von Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4994
Deutsche Erstaussage
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46994-1

Wo wir stehen

Barack Obama hielt die abgedruckte Rede am 7. September 2018 vor Studierenden der University of Illinois at Urbana-Champaign anlässlich der Entgegennahme des *Douglas Award for Ethics in Government*.

Schön, mal wieder zuhause zu sein. Schön, mal wieder Mais zu sehen. Und Bohnen. Beim Landeanflug habe ich versucht, ein paar Leute aufzuklären: Das ist Mais. Und das sind Sojabohnen. Sie waren ganz beeindruckt von meinem landwirtschaftlichen Fachwissen.

Bitte noch einen Applaus für Amaury für seine hervorragenden einführenden Worte. Es sind heute einige gute Freunde von mir hier, darunter einer, mit dem ich zusammen beim Militär gewesen bin, einer der besten Senatoren des Landes, wir können von Glück sagen, dass wir ihn haben. Dort ist er: Senator Dick Durbin. Außerdem habe ich den ehemaligen Gouverneur Edgar entdeckt. Ich habe ihn lange nicht gesehen, und irgendwie ist er – im Gegensatz zu mir – überhaupt nicht älter geworden. Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr Gouverneur. Dann möchte ich mich bei Universitätspräsident Killeen und allen im Uni-

versitätsverbund von Illinois bedanken, die es möglich gemacht haben, dass ich heute hier bin. Ich fühle mich zutiefst geehrt, dass mir der Paul Douglas Award verliehen wird. Douglas hat viel dafür getan, dass der öffentliche Dienst hier in Illinois so außergewöhnlich gut aufgestellt ist.

Ich möchte zunächst auf das zu sprechen kommen, was hinter vorgehaltener Hand für alle das wichtigste Thema zu sein scheint: Ich weiß, dass sich viele bis heute fragen, warum ich nicht bei der Abschlussfeier gesprochen habe. Und das, obwohl der Präsident der Studierendenschaft mir eine überaus bedachte Einladung hat zukommen lassen. Und die Studierenden ein so schickes Video gedreht haben. Offenbar hat es, als ich diese Einladung ausgeschlagen habe, Spekulationen darüber gegeben, ob ich den Campus so lange boykottiere, bis Antonio's Pizza wieder aufmacht. Deswegen möchte ich hier in aller Deutlichkeit sagen: Ich habe mich in der Auseinandersetzung um den besten Late-Night-Snack nicht auf die eine oder andere Seite geschlagen. In Wahrheit musste ich, nach acht Jahren im Weißen Haus,

ein bisschen Zeit mit Michelle allein verbringen, wenn ich denn länger ein verheirateter Mann bleiben wollte.

Sie lässt übrigens Grüße ausrichten. Außerdem wollte ich noch etwas von meinen Töchtern haben, die plötzlich junge Frauen sind und quasi auf dem Absprung, raus aus dem Elternhaus. Ach ja: Jetzt, da ich selbst eine Tochter auf dem College habe, sollte ich Ihnen allen, die Sie studieren, noch eine Sache sagen: Ihre Eltern leiden. Sie weinen, wenn sie allein sind. Es ist furchtbar. Also rufen Sie an. Oder schicken Sie eine Nachricht. Wir Eltern müssen unbedingt etwas hören, und sei es nur das kleinste Lebenszeichen.

Und, um ehrlich zu sein: Ich hatte außerdem ganz fest vor, mich an eine weise amerikanische Tradition zu halten: nämlich die, dass Ex-Präsidenten anstandslos von der politischen Bühne abtreten und Platz machen für neue Stimmen und Ideen. Wir müssen uns bei George Washington, unserem ersten Präsidenten, dafür bedanken, dass er in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Nachdem er als Ge-

neral die Kolonien zum Sieg geführt hatte, hätte er im Grunde nach Gutdünken schalten und walten können, er war für diejenigen, die ihm in die Schlacht gefolgt waren, sowieso längst gottgleich.

Es gab damals weder eine Verfassung noch demokratische Regeln, die Washington vorgeschrieben hätten, was er zu tun und zu lassen hatte – oder was er hätte tun können. Er hätte sich zur Allmacht aufschwingen, sich potenziell zum Präsidenten auf Lebenszeit ernennen können. Stattdessen aber gab er den Oberbefehl ab und zog sich auf sein Anwesen auf dem Land zurück. Sechs Jahre später wurde er zum Präsidenten gewählt. Nach zwei Legislaturperioden allerdings trat er erneut von seinem Amt zurück und ritt in den Sonnenuntergang. Washington hat damit Folgendes sehr deutlich gemacht: Es ist der Wesenskern der amerikanischen Demokratie, dass eine Regierung – eine durch das Volk und aus dem Volk und für das Volk – nicht von einer permanent herrschenden Klasse gebildet wird. Dass es lediglich Bürgerinnen und Bürger gibt, die

unseren Kurs und unseren Charakter durch ihre auf Zeit gewählten Repräsentanten bestimmen.

Ich bin heute hier, weil wir uns an einem dieser schicksalhaften Wendepunkte befinden, an dem jeder und jede von uns – als Bürger und Bürgerin der Vereinigten Staaten – zu bestimmen hat, wer dieses ›Wir‹ ist. Was genau es sein soll, wofür wir stehen. Und als Mitbürger, nicht als ehemaliger Präsident, sondern als Mitbürger stehe ich hier, um Ihnen eine einfache Botschaft zu überbringen. Und zwar diese: Sie müssen wählen gehen. Denn davon hängt unsere Demokratie ab.

Wenn ich sage, dass die Wahlen in diesem November wichtiger sind als alle, an die ich mich erinnern kann, werden manche von Ihnen denken, dass ich übertreibe. Ich weiß, Politiker sagen so etwas andauernd. Ich bekenne mich schuldig, Ähnliches selbst ein paar Mal von mir gegeben zu haben, vor allem, als ich noch selbst auf dem Wahlzettel stand.

Aber nur ein kurzer Blick auf die Schlagzeilen der letzten Zeit reicht, um sich klarzumachen, dass es diesmal wirklich anders ist. Diesmal geht

es tatsächlich um mehr. Es wird schwerwiegen- dere Folgen haben, wenn wir uns das Ganze un- beteiligt von außen ansehen. Und es ist beileibe nicht so, dass wir in unserer Geschichte nicht schon wichtige Wahlen und große Entscheidun- gen zu treffen hatten. Tatsache ist: Demokratie ist noch nie einfach gewesen. Unsere Gründer- väter haben sich über alles gestritten. Wir haben einen Bürgerkrieg geführt. Wir haben die De- pression überwunden. Wir sind von Zeiten gro- ßen, fortschrittlichen Wandels in Zeiten der Re- staurations und der Abschottung gestolpert. Und trotz alledem konnten sich die heute lebenden Amerikanerinnen und Amerikaner – und ganz sicher die Studierenden, die heute hier sind – im- mer sicher sein, dass gewisse Grundannahmen darüber, wer wir sind und wofür wir stehen, von allen geteilt werden.

Aus den Turbulenzen der industriellen Revo- lution und der Weltwirtschaftskrise heraus hat Amerika eine neue ökonomische Ordnung eta- bliert: eine Ordnung des 20. Jahrhunderts, die unsere freie Marktwirtschaft lenkt durch Regeln,

die die Gesundheit, Sicherheit und den fairen Wettbewerb schützen, die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in den Gewerkschaften Einfluss verleiht, die sich einsetzt für Wissenschaft, Infrastruktur und Bildungseinrichtungen wie die Universität von Illinois, die unser Schulsystem aus Grundschule und weiterführende Schule stärkt und ein soziales Sicherheitsnetz knüpft. Zusammengenommen hat das alles zu einem bislang noch nie dagewesenen Wohlstand und zum Aufstieg einer breit und tief wurzelnden Mittelschicht geführt, in einem Sinne, dass jeder, der hart gearbeitet hat, die Leiter des Erfolgs erklimmen konnte.

Aber trotzdem hatten nicht alle teil an diesem Wohlstand. Es gab noch eine Menge zu tun. In Reaktion auf die Schandmale der Sklaverei, der Segregation und der realen Rassendiskriminierung schloss die Bürgerrechtsbewegung nicht nur für Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner neue Türen auf, sondern eröffnete auch Frauen, Amerikanern mit Behinderungen, LGBT-Amerikanerinnen und -Amerikanern und anderen mit ei-

nem Mal Möglichkeiten, die vollen und gleichen Bürgerrechte einzufordern. Und auch wenn Diskriminierung in unserer Gesellschaft bis zum heutigen Tag eine zerstörerische Kraft geblieben ist und auch wenn es Kontroversen gibt darüber, wie sich echte Chancengleichheit garantieren lässt, ist die überwiegende Mehrheit der Amerikanerinnen und Amerikaner doch immer zumindest grob darüber übereingekommen, dass unser Land dann am stärksten ist, wenn alle fair behandelt werden, wenn Menschen aufgrund ihrer Leistung und ihres Charakters beurteilt werden und nicht aufgrund ihrer Hautfarbe oder der Art und Weise, wie sie Gott verehren oder mit ihren Nachnamen umgehen. Und dieser Konsens hat sich dann sogar über unsere Grenzen hinaus weiterverbreitet. Aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs haben wir eine Nachkriegsordnung aufgebaut, eine Architektur, ein System aus Allianzen und Institutionen, die sich der Freiheit und der Gegnerschaft zum sowjetischen Totalitarismus verpflichtet sahen und ärmere Länder dabei unterstützt haben, sich zu entwickeln.

Die globale Führungsrolle der Amerikaner war nie perfekt. Wir haben Fehler gemacht. Wir haben ein ums andere Mal unsere Ideale aus dem Blick verloren. Über Vietnam haben wir erbittert gestritten, genauso wie über den Irak. Aber dank unserer Regierungen, unserem Zwei-Parteien-System, dank des Einsatzes von Diplomaten und Freiwilligen des Friedenscorps und vor allem dank der unausgesetzten Opfer unserer Männer und Frauen in Uniform haben wir nicht nur die Kriegsgefahr zwischen den großen Weltmächten verringert und den Kalten Krieg gewonnen, sondern auch die Verbreitung gewisser Werte und Prinzipien vorangetrieben: das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit, das Prinzip der Menschenrechte und der Demokratie sowie das Konzept der unhintergehbaren Würde und Wertigkeit jedes einzelnen Menschen. Länder, die sich an diese Prinzipien nicht allzu streng gehalten haben, mussten sich immerhin schämen und ein Lippenbekenntnis ablegen zu diesen Idealen. Insgesamt war das alles ein Hebel, um die Perspektiven für Menschen auf der ganzen Welt zu verbessern.

Diese Geschichte des Fortschritts ist die Geschichte Amerikas. Es ist ein fehlerbehafteter Fortschritt, ein unvollständiger Fortschritt, aber eben doch ein stetiger Fortschritt. Und dieser Fortschritt wurde nicht von nur einer Handvoll berühmter Politikerinnen und Politiker bewirkt, die Reden geschwungen haben. Er wurde erzielt von zahllosen still und leise, heroisch und aufopferungsvoll handelnden Bürgerinnen und Bürgern, ganz normalen Leuten, viele davon nicht viel älter als Sie. Er wurde erreicht, weil ganz normale Menschen der Geschichte nicht nur zugehört, sondern gekämpft, demonstriert, mobilisiert, gebaut und, ja, gewählt haben, um diese Geschichte mitzugestalten.

Selbstverständlich hat es immer auch einen dunkleren Aspekt der amerikanischen Geschichte gegeben. Fortschritt ist keine schnurgerade verlaufende Linie. Es gibt einen Grund dafür, warum Fortschritt nie einfach gewesen ist und warum es in unserer gesamten Geschichte so gewesen zu sein scheint, als dass zwei Schritte nach vorn immer auch einen Schritt zurück bedeutet

haben. Immer dann, wenn wir uns mühevoll näher an unsere Gründungsideale herangeschleppt haben, an diese Idee, dass wir alle gleichberechtigt geschaffen wurden und von unserem Schöpfer gewisse unverbrüchliche Rechte erhalten haben; an das Ideal, dass jedes Kind eine Chance haben sollte, dass in diesem Land jeder Mann und jede Frau, die gewillt sind, hart zu arbeiten, in der Lage sein sollten, einen Job zu finden, eine Familie zu ernähren und ihr kleines Stück des amerikanischen Traums zu leben; an unser Ideal, dass wir gemeinsam Verantwortung dafür tragen, uns um Kranke und Gebrechliche zu kümmern, Verantwortung, die wunderbare Vielfalt und die natürlichen Ressourcen dieses Landes und dieses Planeten für künftige Generationen zu bewahren; immer dann, wenn wir näher an diese Ideale herangekommen sind, hat irgendjemand irgendwo dagegegehalten. Es ist der Status quo als solcher, der dagegenhält. Manchmal kommt die Gegenreaktion von Menschen, die, egal wie falsch sie damit liegen, ehrlich Angst haben vor Veränderungen. Viel häufiger aber wird der